

Aventura [Fortsetzung]

Autor(en): **Berthoud, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 34

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aventura

Roman von Dorette Berthoud *o* Übertragung von A. Guggenheim



7. Fortsetzung

Schweizer Feuilleton-Dienst

V.

Das «Nagmaal».*

An einem der letzten Tage im November erteilte mir Oom Piet den Befehl, den grossen Wagen zu waschen, die Achsen zu schmieren und zwei Betten für ihn und Nicoline darauf zu laden, mit Stroh für die Dienerschaft, die er nach Lydenburg mitzunehmen gedachte. Am Tage der Abreise stellte man auf den Vorderteil des Fuhrwerkes den Koffer, der die Ausstattung des Mädchens enthielt. Nicoline nahm neben ihrem Vater auf dem Koffer Platz.

Sie können sich kaum vorstellen, wie innig ich gehofft hatte, die beiden begleiten zu dürfen. Jedoch, ein Ochsen- gespann zu führen, war nicht meine Sache, sondern die Macaros, des Ochsentreibers. Die Zulukaffern geben sich leidenschaftlich gerne mit Vieh ab. Als der Wagen langsam schwankend aus dem Hofe fuhr, folgte ich ihm mit den Blicken so lange als möglich; die dunkle Plane entfernte sich, hin und her geschüttelt, und kroch wie ein geducktes Tier über die Prärie. Ich lief in die Brennholz- hütte, um mich zu verstecken, warf mich flach auf die Erde, barg den Kopf in meinen gebogenen Arm und weinte heisse Tränen. Wie bitter man doch leidet, wenn man mit sechzehn Jahren verliebt ist!

Zum Glück blieb mir nicht viel Zeit übrig, um mich dem Schmerz zu überlassen und meine Sehnsucht zu hätscheln. Die feuchte Jahreszeit war jetzt beinahe bis zu ihrem Höhepunkt vorgeschritten und auf den Feldern wurde tüchtig gejätet; man häufelte die Kartoffeln, pflanzte und verpflanzte das Gemüse, pflückte das erste Obst. Tagsüber war die Hitze nahezu unerträglich, und die kleinste Bewegung bedeutete eine gewaltige Anstrengung.

Tante Olga sah sorgenvoll aus; in ihrer Arbeit lag nicht mehr der gleiche Schwung wie vorher. Schweigsam kam und ging sie, den Mund leicht zusammengepresst, abwesenden Blickes. Sie, die immer das Beispiel überlegener Ruhe und innerer Ausgeglichenheit gab, sie hatte jetzt hastige, nervöse oder zögernde Bewegungen und entwickelte bei jeder Gelegenheit eine gereizte Ungeduld. Der ovale Flecken auf ihrer Wange vergrösserte sich; die kleinen Stückchen Heftpflaster, die sie darauf klebte, liessen wässrigen Eiter durch.

Als Oom Piet von Lydenburg heimkam, ging sie die Freitreppe hinunter, ihm entgegen. Ich stand in der Nähe. Beim ersten Blick, den er auf sie richtete, malte sich Bestürzung auf seinem Gesicht. Wenn er täglich um sie war, bemerkte er keine Veränderung; die Abwesenheit hatte ihn sehend gemacht. Aber Meister Martin war ein starker Mann. Während er sich seiner Frau näherte, um sie zu küssen, entspannten sich seine Züge zu einem gütigen Lächeln.

Seit jenem Tage war er jedoch nicht mehr der gleiche. Die Unruhe frass fortwährend an ihm. Sein wahres Naturell, das er für gewöhnlich durch die Kraft eines gott- ergebene Willens bändigte, gewann wieder die Oberhand. Sehr oft liess er sich zu Zornausbrüchen hinreissen, vor denen wir zitterten. Ich erinnere mich an die Wut, die

ihn packte, als ein Straussenfedernhändler aus Kapstadt vorsprach, der auf einen Preissturz zu spekulieren schien. Der Engländer setzte ihm auseinander, dass, nachdem hier im Transvaal alle Welt begonnen hatte, Straussen zu züchten, die Qualität der Ware ungünstig beeinflusst wurde. In Paris und London wandte man sich von den Transvaal-Federn ab und zog die Federn vom Kap vor. Während er den Händler anhörte, wechselte Oom Piet die Farbe. Er konnte und wollte sich nicht gutwillig damit abfinden, dass ein Erzeugnis, das ihm vor kurzem noch bis zu einer Viertelmillion Franken jährlich eingebracht hatte, heute entwertet sein sollte. Ach, wo waren die schönen Zeiten von früher? Die Zeit, als man sich, wenn es auch ein gut Stück Geld kostete, ein Harmonium, eine Nähmaschine, eine Einrichtung hatte kommen lassen können...?

Am Schlusse seiner Darlegungen machte der Händler ein Gebot von einem Pfund pro Feder, allerdings mit der Bedingung, dass er unter je drei Stück die ihm passenden auswählen dürfe. Eigentlich war es ein ganz guter Preis, aber Oom Piet interpretierte die daran geknüpfte Bedingung als Misstrauen in seine Redlichkeit. War er denn nicht besser als irgend jemand befähigt, die Ware nach Muster auszuscheiden? Glaubte der Engländer etwa, Martin sei der Mann, ihn hereinzulegen?

Verlassener Park

HERTA SCHILLING

Ein alter Platz, und rings Kastanienbäume

Mit weissen Kerzen aufgesteckt;

Ein Lied der Amsel,

Die für sich den Morgen weckt,

Und leises Plätschern der Fontäne. —

Da plötzlich eine helle Silbersträhne

Von Wasser, die die Stufen überspringt,

Weil irgendwo ein frohes Kinderlachen klingt —

Ein alter Platz wie immer nur,

Ein alter Platz — doch rings Kastanienbäume,

Und weisse Kerzen aufgesteckt!

* Heiliges Abendmahl.



Das Richard-Wagner-Museum in Tribsen

Das Richard-Wagner-Museum in Tribsen. In diesem Hause verlebte der Künstler einige glückliche Jahre

«Kein Mensch bringt mich hier wieder hinaus» soll Richard Wagner ausgerufen haben, als er im April 1866 in das idyllische Am Rhynsche Landhaus auf Tribsen einzog. Und wirklich, für den Meister brach auf diesem schönen Erdenfleck am Vierwaldstättersee eine Zeit höchsten Glückes und fruchtbaren Schaffens an. Hier vollendete er «Meistersinger», «Siegfried», «Götterdämmerung» und den «Kaisermarsch». Auf Tribsen entstand auch Wagners Schrift über Beethoven. Auf Tribsen erblühte Wagner ein neues Eheglück; Liszts geniale Tochter, Cosima, wurde seine Frau und schenkte ihm einen Sohn, Siegfried. Philosophen, Schriftsteller, Künstler, Fürstlichkeiten waren Gäste auf Tribsen; König Ludwig II., der grosse Gönner des Meisters, traf dort im Mai 1866 ganz unerwartet ein. An dem damals jungen Philosophen Nietzsche fand der Meister grosses Behagen, nachdem er ihm zu Anfang der Freundschaft geschrieben hatte: «Lassen Sie sehen, was Sie sind. Viel wonnige Erfahrungen habe ich noch nicht mit den deutschen Landsleuten gemacht. Ketten Sie meinen schwankenden Gedanken an das, was ich deutsche Freiheit nenne.» Es war eben politische und persönliche Gegnerschaft, die Wagner 1849 aus seiner Heimat vertrieb und ihn in der Schweiz Asyl finden liess. Sechs Jahre blieb Wagner auf Tribsen, bis zum Jahre 1872. Ihm und den Seinen wurde der Abschied von diesem stillen Eiland schwer und Wagner soll wiederholt geäussert haben, dass die Jahre auf Tribsen die glücklichste Zeit seines vielbewegten Lebens war.

Es war Bayreuth, das Wagner wieder in seine Heimat zurückführte. Dort sollte das grosse Werk des Meisters seine Krönung und sinn- und stilgemässe Ausstrahlung in die Kulturwelt finden. Auf Tribsen wurde es wieder stille. Wohl wiesen die Reisehandbücher auf Tribsen hin, aber die Liegenschaft wurde wieder an Private vermietet und



Richard-Wagner-Büste

Und als der Händler auf seiner Bedingung beharrte, sah ich zu meinem masslosen Erstaunen, wie der Bure, für gewöhnlich so gelassen und Herr seiner selbst, mit der Hand nach dem Gewehre langte.

Aber dem Fremden war die Bewegung nicht entgangen. Er rannte die Stufen hinunter, schwang sich auf sein Pferd und verschwand in rasendem Galopp. Schon war er nur noch ein gleitender Punkt auf der Prärie... Noch von der Schwelle der Farm aus überhäufte ihn Oom Piet mit Schmähungen, hob gegen ihn die drohende Faust.

Ein eigenartiger, aber bewundernswürdiger Charakter, dieser Oom Martin! Der Typus des Burgherrn von ehemals, redlich und voller Müt! Er wusste zu befehlen, aber auch seinem Gewissen zu folgen. Er wusste, was man anderen schuldet und was man sich selbst schuldig ist. Und doch war er ein Gewaltmensch. Einer jener Starken, die im Himmelreich willkommen sind, ihr Seelenheil aber oft verschmerzen, weil sie den Pfad der christlichen Tugend zu schmal finden.

Seine starken, im dichten Bart versteckten Kinnladen, seine breite Nase, die grossen, flach an dem etwas kleinen Kopf anliegenden Ohren verrieten eine unbezähmbare Wil-

lenskraft, sogar eine gewisse Brutalität. Ich fand, er habe etwas von einem schlummernden Löwen an sich, so viel Ruhe blickte aus seinen Augen, jene Ruhe, die oft ein furchtbares Erwachen ahnen lässt.

Das Leben der Prärie macht die Menschen gesund und ausdauernd. Oom Piet war dazu geschaffen, hundert Jahre alt zu werden, aber der übermässige Genuss von Kaffee, Tabak und Brandy hatte seinem Gesicht bereits jene ocker-gelbe Farbe verliehen, die ein Leberleiden verrät.

In der Bibel fand er die Lösung zu all seinen Schwierigkeiten. Darin lag nichts von Heuchelei. Es genügte, dass man zu seiner Umgebung gehörte, um von der Aufrichtigkeit, der Stärke seines Gottvertrauens überzeugt zu sein. Dass er seine Frömmigkeit auf Einzelheiten des Alltagslebens anwendete und sie mich oft als naiv, kindisch oder sonderbar anmutete, so kam das daher, dass er auf Grund der Unterweisung der holländischen Pastoren die heiligen Texte wörtlich auffasste.

Als Mitglied der Kirchgemeinde von Molgat war Oom Piet zuerst «ouderlin» oder «Ältester» gewesen. Bald nachher hatte ihn das Kirchspiel an die Distrikt-Synode abgeordnet. Zu einer Zeit, als die Politik noch nicht die

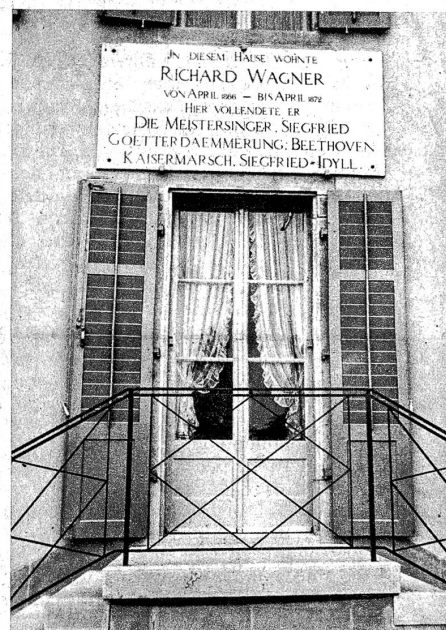


Oben: Originalmanuskripte des Künstlers — Rechts: Richard Wagners Flügel in Tribtschen — Rechts unten: Diese am Hause in Tribtschen angebrachte Tafel erzählt vom emsigen Schaffen des Künstlers

fiel für die grosse Welt vollständig der Vergessenheit anheim. Es sollte aber anders werden. Die Stadt Luzern hielt es für ihre Pflicht, Tribtschen als Kulturgut neu zu erwecken und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Für den Preis von Fr. 350 000.— kaufte im Jahre 1932 die Stadt das 13 Hektaren haltende Am Rhynsche Fideikommissgut, um es dauernd vor Bebauung und Verschandelung zu schützen. Das Landhaus, in dem Richard Wagner wohnte, wurde mit einem weiteren Kostenaufwand von Fr. 150 000.— restauriert und zu einem bescheidenen, aber intimen Museum umgewandelt. Opferfreudige und kunstsinige Bürger der Stadt halfen mit, die Reichtümer zu beschaffen, deren ein Museum bedarf. So gelang der Ankauf der Partiturschrift des «Siegfried-Idylls», das unter Wagners Leitung 1870 in Tribtschen zu Cosimas Geburtstag zum erstenmal aufgeführt wurde. Den Sympathien des Wagnerschen Hauses Bayreuth verdankt das Museum u. a. den Erard-Flügel als Leihgabe, auf dem Wagner in Tribtschen täglich gespielt hat und der ihn auf vielen Reisen begleitete. Eine weitere Zierde bildet die Originalpartitur des «Schusterliedes» aus den Meistersingern. Die Original Totenmaske, nach dem im Jahre 1883 in Venedig erfolgten Tode des Meisters hergestellt, konnte ebenfalls erworben werden. Dazu kommt eine schöne Zahl wertvoller, aufschlussreicher Originalbriefe, Bildnisse usw., die alle das Museum sehenswert machen.

So hat die Stadt Luzern das Andenken an einen grossen Meister geehrt. Seit 1933, dem Jahre der Eröffnung des Museums, haben Tausende von Besuchern Luzerns der Gedenkstätte auf Tribtschen ihr kunstsinniges Interesse zugewendet und sich gefreut an den Naturschönheiten, in die sie eingebettet ist.

Seit dem Jahre 1943 hat das Tribtschen-Haus eine weitere Bereicherung erfahren durch die in den Räumen des ersten Stockes eingerichtete Sammlung alter Musikinstrumente. Wenn auch mit dem Schaffen Richard Wagners in keinem direkten Zusammenhang stehend, bietet diese von der Stadt von privater Hand angekaufte Sammlung mit vielen sehr seltenen Stücken lebhaftes Interesse. (F. LANDOLT, Kustor des Museums)



Rolle spielte, die sie später für sich beanspruchte, war dies die höchste Würde, die ein Burgherr erstreben konnte. Nicht selten wurde Oom Piet nach Molsgat gerufen, um an einem Grabe das Gebet zu sprechen oder, an Stelle des Diakons, irgendeine andere religiöse Zeremonie zu leiten.

Sie wissen, welche Missachtung die Buren den Schwarzen gegenüber an den Tag legen. Auf Aventura durfte nur Selena, die Hottentottin, der Andacht beiwohnen; das übrige Hottentottengesinde, obwohl getauft, war davon ausgeschlossen. Die Herrschaft war der Auffassung, Neger stammen vom Affen ab und seien der Gnade nicht teilhaftig. Indessen erzählte mir der Ochsentreiber Macaro eines Tages, beim Durchqueren eines Flusses hätten seine Flüsse den Halt verloren. Vor den Augen seiner entsetzten Gefährten habe er in den Wellen um sein Leben gekämpft und sei der Erschöpfung ganz nahe gewesen, als ein Weisser, der zufällig vorüberkam, in die Fluten sprang und ihn vom sicheren Tode errettete. Dieser Weisse sei Piet Martin gewesen. Um dieses Vorfalles willen verzieh ich meinem Herrn viele seiner Härten gegenüber der Dienerschaft. Übrigens habe ich mir ja erst später, nachdem ich eine Zeitlang in England gelebt hatte, über das Verhalten

der Buren gegen die Schwarzen ein Urteil gebildet und dieses Verhalten verurteilen, aber auch oft entschuldigen gelernt. Zu der Zeit, von der ich Ihnen erzähle, kam es mir gar nicht in den Sinn, dass man die Eingeborenen als Brüder und Christen behandeln könne.

Anfang Dezember begannen die Vorbereitungen zur Abreise nach Lydenburg, wo wir dem Weihnachtsgottesdienst beiwohnen sollten, uns alle in Anspruch zu nehmen. Selbst Tante Olga hatte wieder etwas von ihrer früheren Munterkeit zurückgewonnen. Sie hoffte, beim Abendmahl werde Gott ihre Gebete erhören und ihr Genesung schenken. Unter der Mithilfe von Kaatje und Betje knetete sie grosse Laibe Weizenbrot, packte «biltong» (luftgetrocknetes Fleisch) ein, ferner gedörrte Früchte, Kuchen und Backwerk für die Festzeit. Man musste nämlich Nahrungsmittel für eine ganze Woche bei sich führen, denn die Hin- und Rückreise und der Aufenthalt im Orte selbst nahmen eine Woche in Anspruch.

Jan und ich hatten die Blache des grossen Wagens frisch geteert, das Zaumzeug geputzt, im zweiten Fuhrwerk ein Fass Brandy und die Geschenke in natura für den Pastoren und die Ältesten der Kirchgemeinde in Lyden-

burg gut verstaut. Hinter den Vorräten baumelten, an den Eisenreifen der Wagenbedeckung befestigt, einige Klappstühle, die den Damen während der «outs pans» (die Haltezeiten, während der man die Ochsen ausspannt) reserviert blieben.

Wir machten uns alle zusammen am 19. Dezember auf den Weg, mit Ausnahme Jans und seiner Frau, die mit der Hottentottin Selena zur Überwachung der Kaffern auf der Farm zurückblieben. Tante Olga hatte ihr Kaschmirkleid angezogen, den Kapotthut mit den Bändern aufgesetzt.

Das Krebsgeschwür an der Wange war mit einem Fleckchen schwarzer Seide bedeckt worden. Unter der Plane, neben Kaatje, die schweigend strickte, arbeitete sie an Ausschnidemustern. Oom Piet hatte sich nach vorne gesetzt, während Macaro mit seinem Stachel dem Gespann entlang lief — acht in gleichartigen Paaren zusammengestellten Ochsen unter dem Doppeljoch, durch eine lange, am Wagen befestigte Kette untereinander verbunden. Ich selbst plauderte mit Frikje oder spielte zum Zeitvertreib auf der Ziehharmonika.

(Fortsetzung folgt)

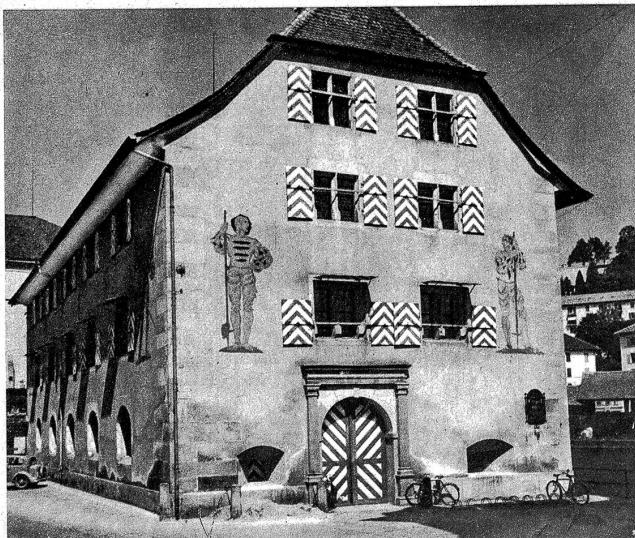
DIE LUZERNER IN ALTER ZEIT

(Schluss)

schuldigt ihn, die Ursache gewesen zu sein, dass das Trubertal im endgültigen Entscheid von 1470 für Luzern verloren ging. Seither geht nun die Westgrenze Luzerns vom Napfe weg nicht südlich gerade aus, wie Luzern es gewollt, sondern schneidet die Gipfelwiese dieses Berges schräg östlich, das Trubertal auscheidend. Die über diesen Truberhandel bestehenden Akten sind durch Beschluss beider Regierungen schliesslich vernichtet worden. Denn es galt in der gefährlichen Zeit, die bald nachher heraufzog, jeden Misston zwischen den beiden früher eng miteinander befreundeten Ständen aus der Welt zu schaffen.

Längst standen am politischen Himmel schwere Wolken; es drohte der Konflikt der Eidgenossen mit Burgund, der im Grunde ein solcher zwischen Frankreich und Burgund war. Führend bei dieser Auseinandersetzung war Bern, im besondern zwei Gegenspieler, Niklaus von Diesbach, der französisch gesinnt und Adrian von Bubenberg, der burgundisch eingestellt war. Beide Rivalen suchten Verbündete, wobei Diesbach behender agierte und unterstützt durch französisches Gold mehr Glück hatte. Die französische Partei erhielt in Bern die Oberhand, und auch in Luzern sympathisierten die massgebenden Männer mehr mit Frankreich als mit Burgund. An ihrer Spitze stand der Schultheiss Heinzmann Hassfurter, dessen Vater, ein geborner Schlesier, sich in Luzern eingebürgert hatte, Herr zu Baldegg, Heidegg und Wildenstein. Obwohl hinkend, ein gewaltiger Kriegermann, führte er nach Ausbruch des Krieges seine Luzerner öfters bei Streifzügen in die Waadt und die Freigrafenschaft. Auf einem dieser Züge ersuchten die Berner dringend, das Stadtbanner von Luzern, das sie noch nie in ihren Mauern gesehen hatten, nach ihrer Hauptstadt geleiten zu dürfen. So zog Hassfurter an der Spitze seiner rauhen Gesellen unter kriegerischem Gepränge bei reichlicher Bewirtung in die Aarestadt, wo der Schultheiss Niklaus von Scharnachthal die Luzerner begrüßte und wohin eine Schar von 400 schön gekleideten und wohlbewaffneten Knaben mit Fahnen in den Farben beider Städte ihnen das Geleite gab im Kehrreim singend:

*Die beiden Städte Bern und Luzern
In Freundschaft sind der rechte Kern
Und stehen zu einander gern.*



Das alte Zeughaus an der Reuss

Im Namen der Stadt Luzern dankte Hassfurter den Bernern für diesen freundschaftlichen Empfang. — Von neuem stand Hassfurter an der Spitze seiner Luzerner in der Schlacht bei Grandson. Wie glühte der weinrote Kopf über dem gedrunghenen Körper auf dem schweren Schimmel, als der alte Kämpfer im Gewühl der Schlacht den Streitkolben schwang. Heiahan, aberdran! Und als der Sieg errungen, die Burgunder geflohen und die Führer zum Kriegsrat ins eroberte Zelt des Herzogs geboten waren, setzte sich Hassfurter massig auf dessen vergoldeten Silberthron! — Noch mehrmals später hat Hassfurter seine Luzerner zu Kampf und Sieg geführt, gegen Karl den Kühnen zum letzten Male bei Nancy. Hier schlug ihn Herzog Renatus zum Ritter.

Der Burgunderkrieg hatte für die Schweiz verschiedene gute und schlechte Folgen. Unter anderm wurde das Bedürfnis nach grösserer Einheitlichkeit in der Verwendung der gemeinsamen Kräfte, d. h. grössere Zentralisation, immer mehr empfunden. Wortführer dieser Tendenzen waren die Städte, während die Landkantone den Föderalismus als Ideal betrachteten. Zur Realisierung der zentralistischen Bestrebungen entstand unter Leitung Luzerns im Jahre 1477 das ewige Burgrecht der fünf Städte Zürich, Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn. Diesem Burgrecht gegenüber gründeten die fünf Landkantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus im gleichen Jahre ein ewiges Landrecht. Die Gegensätze zwischen beiden Richtungen wurden immer grösser, handelte es sich doch schlechthin um die Zukunft der Eidgenossenschaft, um Zentralisation der Kräfte, gleich Entwicklung zum Großstaat oder um Föderalismus, d. h. Verharren im Kleinstaatgebilde. Die Entscheidung fiel, wie wir wissen, unter dem Einfluss des sel. Bruder Klaus, der in Stans unter die entzweiten Standesherrn den Frieden brachte, einen Kompromissfrieden freilich nur, sowie die Entscheidung zum Föderalismus, zum Kleinstaat. Es mag Leute geben, die diesen für die Zukunft der Schweiz für immer entscheidenden Vorgang bedauern und lieber eine großstaatliche Entwicklung unseres Landes gesehen haben würden. Dass Bruder Klaus bei seinem Kompromissvorschlag in erster Linie an sein engeres Vaterland, die Innerschweiz, gedacht hat, ist wohl richtig, weil, natürlich empfunden, allein sicher war es nicht nur dieses egoistische Motiv allein, das ihn dabei bewegte, sondern er handelte gewiss in erster Linie aus staatsmännischer Klugheit und durch viele praktische Erfahrung gewitzigt. Heute müssen wir beim Anblick des ungeheuren Weltgeschehens stehen, der Rat, den Bruder Klaus im Jahre 1481 zu Stans den Tagherren gab und der die Schweiz für immer zu einem Kleinstaat stempelte, war ein guter.

Nach den Schwabekriegen, wo die Luzerner ebenfalls eine grosse Rolle gespielt haben, kam der gewaltige Kampf der Reformation und mit ihr die Trennung der Eidgenossenschaft in eine katholische und eine reformierte. Luzern stand als katholischer Vorort immer an der Spitze der Altgläubigen und hat an dieser Stelle während der inzwischen verflorenen vier Jahrhunderte manch harten Strauss ausgefochten. Aber allmählich haben sich die alten Gegensätze gemildert, andere Fragen, soziale, wirtschaftliche usw. sind in den Vordergrund getreten, und heute steht die altherwürdige, türmerreiche Stadt an dem schönsten See der Welt, mit ihrer Landschaft, die sich wie ein blühender Garten bietet, in voller Harmonie zu ihren übrigen schweizerischen Schwestern — wie der Dichter singt —

ein glänzendes Juwel, in « Helvetiens Kron ».

Dr. J. Rösli.